

Buchbesprechungen

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte =
Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e
d'archeologia = Journal of Swiss archeology and art history**

Band (Jahr): **53 (1996)**

Heft 2

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Buchbesprechungen

BARBARA GIESICKE: *Glasmalereien des 16. und 20. Jahrhunderts im Basler Rathaus*. Farbfotos HANS HINZ. Mit Texten von MARTIN ALIOTH, ULRICH BARTH und ERWIN BEZLER. Herausgegeben von der Staatskanzlei des Kantons Basel-Stadt (Wiese Verlag, Basel 1994). 328 S., 140 Abb., davon 74 in Farbe.

Die profane Glasmalerei ist einer der wenigen Kunstzweige, die als typisch schweizerisch zu bezeichnen sind. Ausgangspunkt einer üppigen Produktion war der «Fensterbettel», der auf amtlicher und auf privater Ebene die «Beziehungen» pflegte, eine lebenswürdige Vorstufe der «tangenti» von heute. Die Schenkscheiben, auch Schweizerscheiben genannt, kamen im 18. und 19. Jahrhundert aus der Mode und gelangten – massenweise – in ausländische Privatsammlungen und Museen. Erst die Gründung des Schweizerischen Landesmuseums (1898) stoppte diesen Ausverkauf. Inzwischen verfügt das SLM nicht nur über eine einzigartige Sammlung von Glasgemälden, sondern auch über eine ausgiebige Fotodokumentation der weltweit verstreuten «Schweizer» Scheiben.

Die wissenschaftliche Auseinandersetzung hatte ihre Blütezeit in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, als die Entdeckerfeude noch hochgeschraubt und das schweizerische Nationalgefühl intakt war. Heute ist vor allem eine monographische Bearbeitung jener Glasgemäldebestände festzustellen, die an Ort und Stelle erhalten blieben, wie zum Beispiel in Basel.

Das Rathaus Basel, das selbst ein Stilprodukt aus fünf Jahrhunderten ist, birgt 15 vorzügliche Standesscheiben aus der Frührenaissance und 63 Wappen- und Bildscheiben aus dem 20. Jahrhundert. Die Standesscheiben von 1519/20, quellenmässig für den Basler Meister Antoni Glaser (†1551) gesichert, werfen ein Glanzlicht auf die Schweizer Glasmalerei im Umfeld der Grossmeister Hans Holbein, Urs Graf und Niklaus Manuel. Die Kunsthistorikerin Barbara Giesicke, die 1992 auch die «Glasmalereien im Schützenhaus zu Basel» publiziert hat, schenkt diesem qualitätvollen Zyklus ihre besondere Aufmerksamkeit, indem sie die künstlerischen, heraldischen und ikonographischen Bezüge aufzeigt. Die stilistischen Querverbindungen lassen sich dank dem fast immer abgebildeten Vergleichsmaterial gut nachvollziehen. Man muss sich allerdings hüten, die Renaissance-Glasmaler nur als Interpreten oder gar als Kopisten besserer Vorlagen abzutun. Auf welchem künstlerischen Niveau Antoni Glaser stand, lassen die vier nur fragmentarisch überlieferten Stadtscheiben von 1514 im Historischen Museum Basel erahnen. Im Rathauszyklus von 1519/20 sind die besonders gut erhaltenen Wappenscheiben von Uri, Schaffhausen und Appenzell sowie des Stiftes St. Gallen ein authentischer Leistungsausweis. Zudem ist ein Scheibenriss überliefert, der als Vorlage zu der verschwundenen Solothurner Standesscheibe gedient haben soll (die heute im Rathaus eingelassene Solothurner Scheibe datiert von 1550). Ob allerdings die nackten Schildhalterinnen und der perspektivische Rahmen der eher martialischen und flächigen Aufmachung der andern Scheiben entsprechen, bleibe dahingestellt.

Im Regestenanhang, zusammengestellt von Ulrich Barth und Barbara Giesicke, erhalten wir für einmal sehr genaue archivarische Angaben über die restaurativen Eingriffe seit dem Hagelschlag von 1869. Der damalige Verlust an originaler Glassubstanz war bedauerlich, gehörte aber in die «natürliche» Verschleissquote des zerbrechlichen Materials. Und wieder einmal trat der weiterhin berühmte Berner Restaurator Johann Heinrich Müller (1822–1903) auf den Plan, um die Ergänzungen anzubringen. Be-

dauerlicher waren die vermeidbaren Brüche und Abplatzungen, welche durch die unsachgemässe Neueinbettung der Gläser in starre Kittrahmen hervorgerufen wurden, eine unliebsame Erfahrung, welche jüngst im Kreuzgang Wettingen leider wieder gemacht wurde.

Die Autorin befasst sich ebenso ausgiebig mit den Glasgemäldestiftungen des 20. Jahrhunderts. Sie kann auf die Wiedergeburt eines beinahe ausgestorbenen Kunsthandwerks hinweisen. Ein Paukenschlag sind die 1905 vom Basler Emil Schill und Emil Gerster geschaffenen sechs Stadtscheiben. Diese knüpfen an das spätgotische Basler Schema mit den traditionellen Schildhaltern Wildmann, Greif, Basilisk, Löwe, Krieger und Engel an, werden aber im Sinn des Jugendstils dekorativ übersteigert. Dann stechen zwei auffallend moderne Bildscheiben heraus, die 1926 von Lörrach gestiftet wurden, um an die Hilfe der Basler im Ersten Weltkrieg zu erinnern: zeichnerisch beschwingte Dankesbotschaften des Lörracher Künstlers Adolf Strübe. Die Scheibenstiftungen von Uri, Schwyz und Unterwalden im eidgenössischen Gedenkjahr 1941 sowie von Glarus 1943, Werke der bedeutenden Künstler Heinrich Daniöth, Max Hunziker und Albert Hinter, sind gleichsam trotzige Äusserungen schweizerischer Selbstbehauptung inmitten des Kriegs. Die Colmarer Scheiben von Léon Kempf 1946 sind zeittypische Zeugnisse der menschlichen Beziehungen Basels zum Elsass während des Zweiten Weltkriegs. Die Gedenkscheiben 1949 an die Schlacht von Dornach (1499) beschwören noch einmal die Haudegenkunst der alten Schweizer herauf.

Die Standesscheiben von 1953, welche an den Eintritt Basels in die Eidgenossenschaft 1501 erinnern, geben einen bemerkenswerten Querschnitt durch die ganze Kunstlandschaft der neueren Glasmalerei in der Schweiz. Die Stiftungen wurden nicht dem Gutdünken der Kantone überlassen, sondern künstlerisch, farblich und inhaltlich aufeinander abgestimmt. Die Bildthemen sind Stimmungsbilder der damaligen Geisteshaltung, die zwischen historischem Selbstbewusstsein, religiöser Tradition und volkskundlicher Bescheidenheit schwankt. Alles, was Rang und Namen hatte, wurde für diese Prestigeaufgabe aufgeboten, ein spätes Beispiel des kantonalen Selbstverständnisses und der gesamtschweizerischen Verbundenheit.

Das vorliegende Buch ist ein Schritt zur zeit- und stilübergreifenden Betrachtungsweise, die uns gerade in der Glasmalerei noch abgeht. Die Schweizer Kabinettglasmalerei des 16. und 17. Jahrhunderts ist in ihrer Eigenständigkeit längst gewürdigt; als modernes Phänomen ist sie dagegen erst in Ansätzen bekannt. Wir sind darum besonders dankbar für das Künstlerverzeichnis von Erwin Bezler und Ulrich Barth, worin neben dem einsamen Renaissance-Meister Antoni Glaser rund 50 moderne Glasmaler aufscheinen und den regen Kunstbetrieb in der Schweiz des 20. Jahrhunderts widerspiegeln. Etwas unübersichtlich bleiben die Standorte der einzelnen Scheibengruppen, die auf den Grundrissplänen des Rathauses (S. 24/25) hätten markiert werden können. Einführung und Scheibenkatalog sind gefolgt von Zusammenfassungen in englischer und französischer Sprache. Das sehr schöne, geradezu opulent aufgemachte Buch lässt kaum Wünsche offen, welche den aktuellen Forschungsstand, die Quellen, die Literatur und das Gesamtregister betreffen. Kurz ein Korpuswerk, das die Messlatte für künftige Publikationen zum Thema Glasmalerei sehr hoch ansetzt.

Bernhard Anderes

Charles de Castella. *Le dessin d'architecture. Die Architekturzeichnungen* (Exposition du Musée d'art et d'histoire de Fribourg, déc. 1994–fév. 1995, Fribourg 1994). 184 p., 150 ill. environ, dont 8 pl. couleurs. En annexe, le catalogue des dessins et manuscrits.

Fruit de la collaboration d'une dizaine d'auteurs (RAOUL BLANCHARD, ALOYS LAUPER, MARIE-THÉRÈSE TORCHE-JULMY, ANNE-CATHERINE PAGE-LOUP, MARC-HENRI JORDAN, CATHERINE WAEBER, JEAN-PIERRE ANDEREGG, JEAN-LUC RIME, JEAN LANGENBERGER, sous la direction de VERENA VILLIGER), le présent ouvrage fait le point des connaissances actuelles, corrige et complète une thèse de Leonz Waltenspühl (1955, inédite). Charles de Castella (1737–1823) est en effet le plus connu des architectes fribourgeois de la fin de l'Ancien Régime, réputé pour ses archives impressionnantes, pour ses innombrables études et projets, plutôt que pour les constructions réalisées. Excellent dessinateur intéressé par tous les sujets, il documenta indifféremment une mosaïque romaine de Cheyres (1778), le grenier bernois de Moudon ou le château de Saint-Barthélémy VD (1780) (ce dernier croquis, reproduit p. 29, s'y trouve malheureusement sans identification correcte).

Architecture publique. Castella, en dépit de très nombreux projets pour la ville de Fribourg, notamment pour un nouvel hôtel de ville, pour le réaménagement de la place Notre-Dame, pour un intéressant bâtiment réunissant salle de comédie et douane, n'a exécuté en fait que de rares édifices fort simples, d'essence néo-classique (la grenette et l'hôtel de ville de Bulle, vers 1805; la grenette d'Estavayer-le-Lac, 1818). Trop solitaire, mal défendu politiquement, il n'a pu s'imposer face à des concurrents-entrepreneurs plus expérimentés.

Architecture religieuse. De même, l'architecte n'a à son actif que les églises de Notre-Dame de Tours près de Montagny (1780) et de Châtel-Saint-Denis (1783, 1786). L'étendue de sa collaboration à celle de Bulle (1811) reste incertaine. Au nombre de ses projets non réalisés, outre de curieux mausolées, l'un des plus intéressants est sans doute celui de Notre-Dame à Fribourg, à reconstruire selon un plan circulaire, voire octogonal (vers 1772–1785); l'auteur de ce chapitre, qui identifie de nombreuses sources qu'a pu utiliser l'architecte, n'a eu connaissance que trop tard du projet similaire d'Erasmus Ritter pour la cathédrale de Lausanne (1766), chronologiquement et géographiquement le plus proche, et récemment révélé par une exposition de dessins d'architectes bernois (THOMAS LÖRTSCHER/GEORG GERMANN éd., «*währschaft, nuzlich und schön*» – *Bernische Architekturzeichnungen des 18. Jahrhunderts*, catalogue de l'exposition au Musée d'histoire de Berne, oct. 1994–janv. 1995, Berne 1994).

Maisons urbaines. Castella élabore essentiellement des projets pour des maisons patriciennes en ville de Fribourg (huit réalisés), parfois aussi pour Payerne, Faoug, Romont et Bulle. Il a laissé plus de 150 dessins, inspirés surtout des grands classiques français, dont il adapte l'architecture et la distribution intérieure en la simplifiant; mais il connaît aussi les réalisations régionales contemporaines, comme l'atteste une variante pour laquelle il s'est sans doute inspiré du projet définitif de l'hôtel de ville d'Yverdon, par Abraham Burnand (1767).

Maisons de campagne. Celles-ci constituent, pour l'architecte, des objets privilégiés de réflexion, mais, là aussi, ses efforts ont été couronnés de peu de réalisations concrètes, hormis à Belfaux (1766) et à Montagny-la-Ville, son lieu de résidence, où il bâtit pour plusieurs de ses voisins. Son œuvre majeure, en ce domaine, est le château de Greng près de Morat (1785–1787), grande demeure pour un aristocrate français; il s'est également intéressé de près aux Inruardes, près de Payerne (vers 1804).

Arts décoratifs. L'architecte a non seulement accumulé de très nombreuses gravures d'ornements (Delafosse, Neufforge, Pui-

sieux, J.-F. Boucher, Lalonde, Salembier, Bellicard et Le Canu, Eissler, Eisen, Babel) qui constituent une collection de référence rarissime en Suisse, mais il a en outre imaginé et copié (notamment d'après Huet et Panseron) d'innombrables projets de boiseries, poêles, éléments de mobilier, vases et trophées, flambeaux, frises décoratives. Ces dessins documentent remarquablement la pénétration, dans notre région, du style Louis XVI et du néo-classicisme français.

Jardins. Castella affiche une nette préférence pour le jardin dit «de transition», soit le jardin français revu par le siècle des Lumières, qui juxtapose divers éléments géométriques à l'intérieur d'un schéma très structuré. Sa proposition de parc à terminaison semi-circulaire pour les Inruardes, thème courant dans les jardins français de transition, s'inspire de références multiples qui remontent à l'hippodrome antique. Peu favorable en principe aux jardins anglais et aux fabriques décoratives, Castella cède néanmoins parfois à cette mode, que ses dessins introduisent, vers 1800, à Fribourg. L'architecte accorde aussi une grande importance aux espaces verts dans son projet de «ville idéale», de plan carré, entourée de grands potagers et dont les îlots sont constitués d'immeubles contigus organisés autour de cours cultivables.

Architecture rurale. Castella est l'un des premiers spécialistes régionaux à s'être intéressé aux constructions vernaculaires, qu'il observe, copie et améliore, développant notamment ses idées à Greng. Il se révèle aussi un pionnier du logement social à Bulle, après l'incendie de cette ville en 1805.

Techniques de construction et génie civil. L'auteur de ce chapitre, donnant – à tort à notre avis – l'image d'un pays fribourgeois particulièrement arriéré, situe à la seconde moitié du XVIII^e siècle seulement le remplacement du papier huilé des fenêtres par du verre, ou des couvertures en paille par l'ardoise ou la tuile. Certaines appréciations également nous paraissent discutables. Moins solide que les autres études qui, elles, sont de grande qualité, voire excellentes, cet article est néanmoins fort intéressant pour les aspects techniques de la documentation de Castella, qui recherche des solutions susceptibles d'améliorer non seulement des détails de la vie quotidienne, tels que l'aération des toilettes ou l'économie du chauffage, mais qui s'attaque aussi à l'épineux problème du quartier des Planches, à Fribourg, fréquemment inondé, pour lequel il propose audacieusement, en 1806, de supprimer un pont sur la Sarine en faisant passer la route en tunnel dans la falaise de molasse. Remarquons aussi son idée d'une base de calcul qui rappelle celle de nos architectes contemporains, utilisant comme référence le coût au mètre cube: à partir de bâtiments-types (maison de campagne et grange), dont Castella évalue le coût de construction, il déduit un prix de revient à l'unité de surface, adaptable, selon lui, par une simple règle de trois à n'importe quel projet de même type. Ses «Notes d'architectures relatives à la manière de Bâtir de ce Pays» (1788), actualisées en 1807 sous le titre «Notes de Bâtissage», deux manuscrits inédits et d'un genre fort rare, auraient mérité d'être mieux exploités.

Art militaire. De Castella a laissé un certain nombre de plans de fortifications, élaborés non seulement durant son séjour en France en tant qu'officier au service du roi, mais aussi imaginés par la suite en vue de la défense de Fribourg.

Autodidacte donc et nourri de culture française, Castella s'est intéressé à tous les aspects de son art. La très riche documentation présentée dans cet ouvrage donne une excellente idée non seulement des modèles alors en circulation et de la formation du goût d'un «amateur» (au sens le plus noble du terme), mais aussi des diverses préoccupations qui animent les esprits durant cette période charnière, entre l'Ancien Régime et l'avènement d'idées et de techniques nouvelles.

Paul Bissegger